

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 47 (1971-1972)
Heft: 1

Artikel: Mehr Toleranz! : Das Aargauer Nummernschild und Ota Sik
Autor: Schindler, Bernhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079902>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Aargauer Nummernschild und Ota Sik

Von Bernhard Schindler

Ich will keine Geschichte erzählen, wie es Ota Sik mit einem Aargauer Nummernschild erging. Und auf keinen Fall hätte ich etwas dagegen, dass «ein Tscheche, der eben doch ein Kommunist» sei, mit solchem Schild herumföhre. Aber vermutlich hat Sik keines.

Es geht mir um weitere Beispiele zum Thema, das ich in der Juli-Nummer mit der Geschichte vom «Clou» angeschnitten habe, zum Thema Intoleranz. Und da besteht ein innerer Zusammenhang zwischen einem aargauischen Nummernschild und dem berühmten Tschechoslowaken — besser gesagt: zwischen den Reaktionen auf diesen und jenes.

«Die Aargauer können ja nicht autofahren ...»

Als ich von Zürich nach Mägenwil (AG) umzog, besorgte mir der Besitzer einer Garage in Möriken die Nummernschilder.

«Sie wollen wahrscheinlich eine niedrige Nummer?» meinte er.

Ich: «Wieso? — Das ist mir gleich!»

«Oh, ich habe gedacht — wenn Sie schon mit einem Aargauer Nummernschild täglich nach Zürich hinein fahren müssen, sollte wenigstens die Nummer niedrig sein!»

Ich erzählte diese Geschichte einigen Zürcher Automobilisten. Ihr Kommentar:

«Immerhin schon etwas — wenn sie wenigstens schon einsehen, was für schlechte Autofahrer die Aargauer sind!»

Nun glaube ich nicht, dass die Zürcher intoleranter sind als andere Schweizer. Trotzdem: Seit ich mit (hohem) AG-Nummernschild durch die Limmatstadt fahre, wird hinter mir gehupt, wenn ich nicht schon beim ersten Auflammen der grünen Ampel losstürme, zeigt man mir «einen Vogel», wenn ich am Bellevue nach links einspuren möchte.

Und schon oft habe ich durchs offene Wagenfenster Fußgänger schimpfen hören: «S isch halt en Aargauer.»

Zwei Kinderspielplätze

Unter dem Titel «Jahrhundert des Kindes» erschien vor zwei Jahren im «Sihltaler» eine bittere Glosse über die Intoleranz einiger Mütter in einer Wohnsiedlung. Wir entnehmen diesem Artikel folgende Passagen:

«Der Tatbestand: Da gibt es in A. Wohnblocks einer Baugenossenschaft, die ihre Wohnungen nur an Familien mit mindestens zwei Kindern vermietet. Wie lobenswert in einer Zeit, in der andere Vermieter für strikte Geburtenkontrolle sorgen, indem sie vertraglich vereinbaren, dass ihre Mieter nur so lange geduldet sind, als sie keine oder nur ein Kind auf die Welt setzen...»

Gleich neben diesen Wohnblöcken sind nun andere Wohnhäuser, ebenso neu und schön wie diejenigen der Baugenossenschaft, allerdings von privat vermietet.

Zwischen den beiden Mietobjekten: ein Parkplatz, der den Kindern zum Rollschuhlaufen dient und ein prächtiger Kinderspielplatz mit Schaukel, Kletterturm, Sandhaufen und Bänken für die aufpassenden Mütter.

Der Parkplatz gehört zu den Wohnungen der Genossenschaft. Der Kinderspielplatz zu den privaten Wohnungen.

Für die Kinder aus der Genossenschaftssiedlung gibt es ebenfalls einen Spielplatz: Allerdings besteht dieser nur aus einem einsamen, schlichten Sandhaufen hinter dem Haus.

Die Architekten der beiden Siedlungen waren natürlich aufgeschlossene, moderne Menschen. Sie vermieden das Trennende und schufen um beide Siedlungen eine einzige hübsche Grünfläche, auf der sich herrlich wohnen lässt.

Wohnen liesse. Wenn nicht die Kinder aus der Genossenschaftssiedlung den Kinderspielplatz der privat vermieteten Wohnungen dem eigenen, kargen Spielplatz vorzögen.

Was die privaten Mütter gegen die Genossenschaftskinder mobilisierte. Zuerst hetzten sie ihre eigenen Kinder

gegen die ‚Fremdlinge‘. Als dies nichts fruchtete, weil Kinder eben Kinder nicht voneinander unterscheiden, griffen sie zur Selbsthilfe. Sie batzen höflich aber bestimmt die Mütter in den Genossenschaftswohnungen, ihren Kindern das Betreten des umstrittenen Spielplatzes zu verbieten. ‚Schliesslich ist das ein privater Spielplatz.‘

Auf den Hinweis, dass man Kindern kaum beibringen könne, einen lustigeren Spielplatz zu meiden, nur weil er ‚den anderen Kindern‘ gehöre, meinte gar eine der privaten Mütter: ‚Dann müssen Sie Ihren Jungen halt eben einschliessen.‘

Der Kinderspielplatzkrieg der Mütter dauert an. Bereits wurde den Genossenschaftern ein Brief der Privaten verheissen. Gerüchtweise verlautet gar, der private Spielplatz solle mit einem Hag umgeben werden und einer verschliessbaren Gartentüre, wozu nur die dazugehörigen Kinder einen Schlüssel bekämen ...»

Soweit das Zitat aus dem «Sihltaler». Es ist dann doch nicht so weit gekommen. Der Artikel im Sihltaler hatte vermutlich die Vernunft obsiegen lassen.

Aber das Beispiel zeigt: Gegen Intoleranz muss man sich wehren. Manchmal hilft's!

Toleranz kann man nicht pachten

Intoleranz ist nicht ein hervorstechender Charakterzug «nur» der Rechten oder der Linken. Der Balken steckt bekanntlich tief im Auge fast eines jeden — oft besonders jener, die sich über den Splitter im Auge des andern kaum mehr zu fassen wissen.

Intoleranz ist kein Charakteristikum der Katholiken oder Protestanten, der Engagierten oder der Indifferanten, von Deutschschweizern oder Romands. Die Intolerantesten sind oft jene, die meinen, Toleranz gepachtet zu haben!

Intoleranz manifestiert sich ganz banal im täglichen Leben, im Umgang mit Mitmenschen. Sie manifestiert

Aphorismen

Von Arthur Häny

sich im Vorurteil gegen den Fremdarbeiter, aber auch in jenem gegen den Alteingesessenen, in Standesdunkel und im Neid gegenüber den «Oberen», im mangelnden Sinn für gesellschaftliche und politische Vielfalt und im Kantönlgeist, in der Verurteilung eines echten, liberalen Patriotismus wie in der Verdammung jener, welche den Hurra-Patriotismus ablehnen.

Wir haben in der Juli-Nummer dieser Zeitschrift ausführlich ein Beispiel «reaktionärer» Intoleranz gegenüber der Gründung der Zeitschrift «Der Clou» beschrieben: einer natürlicherweise etwas nach links tendierenden, aber doch liberalen Publikation junger Leute vor einigen Jahren. Das Beispiel könnte durch manche ähnliche Fälle ergänzt werden. Wir führen hier nur deshalb kein weiteres an, weil wir der Meinung sind, man müsse, ehe man urteilt, jeden Einzelfall genau untersuchen.

Journalistische Fairness gebietet indes, auch Intoleranz auf der anderen Seite aufzuzeigen.

Ultralinke «Diskussion»

Erinnern wir uns an Professor Ota Sik, den ehemaligen Wirtschaftsminister des «Prager Frühlings», der nach dem Einmarsch der Warschau-Pakt-Truppen in die CSSR in Basel Asyl fand.

Anfang 1969 — das Prager Experiment lag in den letzten Zügen — hielt Sik vor jugendlichem Publikum in der Basler Universität einen Vortrag über die von ihm in der Tschechoslowakei in die Wege geleitete und nun brutal abgewürgte wirtschaftliche Erneuerung. Er berichtete vom Versuch der tschechoslowakischen Kommunistischen Partei unter Dubcek, die Wirtschaft zu dezentralisieren und von der alles lähmenden Bürokratie zu lösen, indem den Betriebsräten vermehrte Selbständigkeit und Mitbestimmung zugestanden wurde.

In der Diskussion wurde der Professor und Politiker von jungen Maoisten und «linken» Studenten scharf angegriffen. Ota Sik, der sich

noch heute zum Marxismus bekennt, konnte sich der Angriffe der helvetischen Über-Marxisten kaum erwehren. Ja, er wurde schliesslich niedergeschrien!

Der Vorfall hat eine peinliche Ähnlichkeit mit jenem in der deutschen Bundesrepublik, bei dem der israelische Botschafter Nasser Ben Nathan von Jünglingen der APO (Ausserparlamentarischen Opposition) am Reden gehindert und als Faschist beschimpft wurde.

Und aus der unerfreulichen Chronik der Zürcher «Jugendkrawalle» ein Beispiel, das vielleicht am meisten zu denken geben kann:

Als die Zürcher «Bunker-Jugend» eben ihr Dach über dem Kopf verloren hatte, besetzte ein Teil von ihr bei einer der üblich gewordenen Samstag-Demonstrationen das leerstehende Gebäude des früheren Cafés «Grüner Heinrich» am Bellevue. Der bekannte Obdachlosen-Pfarrer Sieber forderte die Jugendlichen auf, die Räume zu verlassen, um nicht straffällig zu werden.

Sie akzeptierten eine Diskussion in der Zürcher Wasserkirche, die Sieber dafür freibekommen hatte. An der Spitze der rebellischen Jugend begab der Pfarrer sich dorthin.

Erregt wurde die Lage nach der Schliessung des «Bunkers» besprochen, in dem das Experiment eines «Autonomen Jugendzentrums» durchgespielt worden war. Zürichs Stadtväter und überhaupt das ganze «Establishment» wurden verurteilt. Als Pfarrer Sieber mit einigen besänftigenden Worten die «Aussprache» in eine aufbauendere Richtung zu lenken versuchte, wurde er, gleichsam der Gastgeber, am Reden gehindert.

Ausgerechnet jene, die seit Monaten angeblich — sicher zum Teil auch wirklich — das «Gespräch mit der älteren Generation» suchten, zeigten, dass sie das wichtigste Rüstzeug zu jeder Aussprache nicht besassen: die Fähigkeit nämlich, auch einem Gesprächspartner zuzuhören, dessen Meinung man vielleicht nicht unbedingt teilt.

DIE HEISSE INVASION DER SUPER KURZEN steht gross und weiss auf einem Schaufenster voller Minis und Hot pants. Wird die Welt eigentlich blödsinniger von Jahr zu Jahr — oder wird man nur älter?

Auch das schmierigste Geschäft hängt sich, zu seiner Rechtfertigung, ein Mäntelchen um. Was tun denn die Sex-Verleger so Schlimmes? Sie befreien uns doch von Tabus!

Und dennoch: ein schöner Frauenleib bleibt die Krone der Schöpfung! Es brauchte schon einen Gott dazu, um so etwas aus einer einzigen Rippe zu machen!

Die meisten Jungen suchen das Gespräch

Freilich: Am allerverkehrtesten wäre es, Intoleranz als besonderen Charakterzug «der Jugendlichen» oder «der heutigen Jugend» anzusehen. Jugend neigt vielleicht — auch das mehr nach aussen hin und voller geheimer Zweifel — mehr zu Extremismus als das Alter. Aber die meisten Jungen suchen — auch heute — tatsächlich mehr das echte Gespräch als «die Alten».

Nur sind es nicht immer jene, die das lauthals verkünden. Auch mit diesen sollen «wir nicht mehr ganz Junge» nicht aufhören zu diskutieren — nicht auf der Basis, wir hätten alles falsch gemacht, auch nicht auf der Grundlage unserer beinahe Unfehlbarkeit. Vielleicht auf derjenigen, dass alle immer wieder versagen, aber auch wieder den richtigen Weg finden können — Ältere, Jüngere.

Und kommen wir immer wieder denen, die mit uns reden wollen, tolerant entgegen! Betrachten wir vor dem Beweis des Gegenteils jeden Mitmenschen als einen, mit dem man reden — und jeden Aargauer als einen, der autofahren kann!